

Zeitschrift: Wohnen
Herausgeber: Wohnbaugenossenschaften Schweiz; Verband der gemeinnützigen Wohnbauträger
Band: 41 (1966)
Heft: 11

Rubrik: Vom Wohnen und Leben in der Genossenschaft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

vom wohnen

und leben

in der

genossenschaft

Barbara:

Vom Sinn des Schenkens

Weihnachten rückt näher, und kluge Jungfrauen haben mit den festlichen Vorbereitungen angefangen oder beabsichtigen, innert nützlicher Frist damit zu beginnen. Vor mir liegt ein Artikel «Vom Sinn des Schenkens», der in der Dezembernummer des «Wohnens» im Jahre 1960 erschienen ist. Da in ihm Gedankengänge vertreten werden, die wir im Blettli vor Weihnachten immer wieder zu lesen bekommen, möchte ich dazu etwas kritisch Stellung nehmen.

Das Christfest ist das höchste Fest, das wir kennen, und es ist dabei Sitte, daß wir Familienangehörige, Verwandte und Freunde beschenken. Und dieses Schenken erliet uns ab und zu grüßli den Gehirnkasten, weshalb in der Vorweihnachtszeit dann und wann über die Fragen, die sich bei der Gelegenheit erheben, geschrieben wird und meines Erachtens öpddie ein bißchen allzu schwülstig. Diese Schwülstigkeit ist die Folge der Definition von Weihnachten als des Festes der Liebe, und der Begriff der Liebe läßt sich eben schwer in Worte fassen, weshalb er sehr verschwommen ist. Es wäre interessant, einmal eine Umfrage zu machen und Hunderte von Männern und Frauen verschiedenen Lebensalters und aus verschiedenen Bevölkerungsschichten zu interpellieren, was für Vorstellungen sich in ihren Köpfen mit dem Begriff der Liebe verbinden. Es käme wahrscheinlich ein buntes Durcheinander von kindlich-naiven und zum Teil übersetzten Gefühlsansprüchen an den Ehepartner, an die Kinder, an die Eltern und so weiter heraus. Ebenso instruktiv wäre es, sie über ihre Erwartungen in bezug auf Weihnachtsgeschenke auszufragen. Wir würden daraus ersehen können, daß gewisse Erwartungen, wer uns, nicht nur an Weihnachten, sondern auch sonst bei bestimmten Gelegenheiten, zu beschenken hat, vorhanden sind, wie auch wir umgekehrt wissen, daß wir den Erwartungen unserer Angehörigen, Freunde und Bekannten unter den gleichen Voraussetzungen zu entsprechen haben.

Es stimmt nicht, wenn man sagt, wie dies öfters geschieht, daß das Übermitteln von Geschenken eine Sache der reinen Spontaneität und des Herzens sei. Gelegentlich mag das zutreffen, aber grosso modo haben wir keine Wahl zwischen Schenken und Nichtschenken: Wir müssen schenken, weil es selbstverständlich ist, an Weihnachten, an Geburtstagen, am Muttertag, bei Eheschließungen und der Geburt von Kin-

dern, bei Konfirmationen et cetera die zugewandten Orte mit einer passenden Gabe zu bedenken. Man irrt sich, wenn man glaubt, über das «Man schenkt bei den üblichen und gewohnheitsmäßigen Gelegenheiten» geringschätzig die Nase rümpfen zu können. Hinter der Tatsache des Schenkens steht die Macht der Konvention, der ungeschriebenen gesellschaftlichen Übereinkunft, in die wir hineinwachsen und die wir uns anzueignen haben, um nicht Ärger zu erregen und unsere Nächsten nicht zu enttäuschen. Vergessene Geburtstage, zu miggerige Weihnachtsgeschenke oder überhaupt keine, werden nicht nur von Ehefrauen schwer empfunden. Ich habe einmal vergessen, einer älteren Verwandten die gewohnte Torte zum Geburtstag zu schicken. Ihre Reaktion war derart, daß mein Gedächtnis nie mehr versagte.

Unsere Freiheit ist indessen auch weiterhin beschränkt. Wir haben uns bei der Wahl der Geschenke nach dem Bedarf, nach den Wünschen des zu Beschenkenden zu richten, wobei unsere materiellen Verhältnisse eine wesentliche Rolle spielen. Wo nichts ist, hat der Kaiser sein Recht verloren und wird man vernünftigerweise höchstens eine kleine Geste erwarten. Wer ganz nett im Geldbeutel beisammen ist, wird, gerne oder nicht gerne, seinen angemessenen Obolus entrichten müssen, damit die Kirche mitten im Dorf bleibt, ansonst man ihn als geizig und unangepaßt einstuft. Eine reiche Erbtante kann es sich allenfalls erlauben, geizig zu sein. Ihre Nichten und Neffen schicken trotzdem Geschenke, um sich bei ihr in guter Erinnerung zu erhalten und im Testament bedacht zu werden. Gewöhnliche Bürger, die keinen stark vergoldeten Hintergrund besitzen, an dem wir später partizipieren können, tun besser daran, sich bei festlichen Anlässen nicht von der geizigen Seite zu zeigen; denn die betroffenen Personen haben keine Freude daran und bemühen sich in der Folge auch nicht mehr groß um sie. Im Leben der Erwachsenen beruht vieles auf Gegenseitigkeit, wobei, wie bereits erwähnt, die finanziellen Verhältnisse angemessen zu berücksichtigen sind.

Es geht nicht an, uns an Weihnachten das Verhalten kleiner Kinder, die natürlich noch keine Ahnung von Wert und Unwert der Dinge haben, als vorbildlich hinzustellen. Kleine Kinder sind insofern privilegiert, als sie, bar jeglicher Verpflichtung, sich einfach beschenken lassen können. Wir freuen uns über ihre Freude an unseren Geschenken, ohne daß wir von ihnen irgendeine Gegenleistung erwarten. Kleine Kinder haben keine Pflichten. Im Zustande der Unschuld, der nicht lange dauert, haben sie mehr Spaß an einem zwanzigräppigen

Schlecktengel als an Pelzstiefelchen, Pyjamas und Farmerhosen, die ihnen von den Großeltern beschert werden. Mit dem Schlecktengel verbinden sich lustbetonte Erfahrungen, Kleider sagen ihnen nichts. Dafür sagen sie ihren Eltern um so mehr, die deren Wert zu schätzen wissen. Das Geschenk ist ergo in erster Linie für die Eltern bestimmt, und wir könnten es uns in dem Falle kaum gestatten, unsere Gaben auf die wirklichen Interessen eines kleinen Kindes abzustimmen und mit einem Schlecktengelchen anzurücken, so lustig es ist zu beobachten, wie es mit Wonne zu ihm greift, ohne an den Rest der Geschenke auch nur einen Blick zu verschwenden. Ein Bekannter von mir war nach Weihnachten sehr verdrossen, weil die Schwiegermutter, die regelmäßig am Heiligen Abend zum Essen und zur Bescherung eingeladen wurde, seinem Töchterchen jeweils nur eine fränkige Schokoladentafel überreichte, um ein paar Tage danach im Lotto fünfzig Franken und mehr zu «verhüten». Das Lotto bereitete ihr mehr Vergnügen als das Beschenken der Enkelin. Damit verscherzte sie sich das Wohlwollen ihres Schwiegersohnes, was nicht für die Lebensklugheit der alten Frau spricht. Er hatte beim Tode des Schwiegervaters freiwillig auf die seiner Gattin zustehende Erbschaft verzichtet, um ihr einen sorgenfreien Lebensabend zu gewährleisten, weshalb er von ihr eine Spur von Dankbarkeit in Form eines ihrem finanziellen Einkommen angepaßten Weihnachtsgeschenkes für sein Töchterchen erwartete. Die berechtigte Erwartung erfüllte sich nicht, und das ärgerte ihn. Das ist begreiflich. Die alte Frau verstieß damit gegen die Spielregeln unter Erwachsenen, laut denen man nicht wie ein kleines Kind bloß nehmen darf.

Kinder werden von dem Alter an, in dem sie selber etwas anfertigen können, von uns angehalten, kleine Handarbeiten für die Großeltern, für die Paten, Geschwister und Verwandten zu machen. Im Kindergarten und in der Schule leitet man sie dazu an, eine Kleinigkeit für die Eltern zu zeichnen, zu sticken, zu schnitzen und so. Die Gabe ist an und für sich unwichtig. Wichtig ist dabei, daß sie lernen, sich für andere anzustrengen und ein Opfer an Zeit und an Geld zu bringen. Die meisten Kinder haben ja ein wenig Geld im

Sparkässeli, und es schadet ihnen nicht im geringsten, dem Kässeli einen Betrag zu entnehmen und ihn für die Anschaffung von Geschenken zu verwenden. Auch das Schenken will gelernt sein, wie man sich auch befleißigen sollte, gutgemeinte Geschenke mit Freude, Dank, Lob und Anerkennung anzunehmen. Ob sie im einzelnen gäng ins Schwarze «preichen», ist nebensächlich. Herrje, wer hat es denn uns schon immer «gepreicht»? Ist man jedoch darauf aus, was stets empfehlenswert wäre, das Vögelchen abenzuschießen und vorhandene Wünsche zu erfüllen, benötigt man dazu genaue Kenntnisse. Hat man sie nicht, kann man jemanden fragen, der besser im Bilde ist. Man muß nicht immer ein grüseliges Drama daraus machen, daß wir häufig keinen blassen Dunst davon haben, was sich wer wünscht. Meine eine Schwägerin pflegt mich vor dem Geburtstag und vor Weihnachten anzurufen: «Gibst du mir einen Tip?» Und ich gebe ihr den Tip. Unsere Interessen sind so verschieden gelagert, daß sie es gar nicht wissen kann, was mich beschäftigt und wonach mein Sinnen geht. Meine Schwiegertochter fragt mich auch, und ich erkundige mich bei ihr nach den Wünschen unserer Enkel. Wie soll ich wissen, was für Sehnsüchte kleine Buebli hegen?

Der Sinn des Schenkens besteht zum allerkleinsten Teil aus neigungsmäßig bedingten Einfällen. Schenken ist vorab in unseren Verhältnissen eine gesellschaftliche Pflicht, die wir mit und ohne Neigung zu erfüllen haben. «Es kommt ja beim Schenken nicht darauf an, wie klein oder wie groß unser Geschenk ist. Es kommt nur darauf an, daß wir von Herzen gerne schenken und mit dankbarem Herzen empfangen.» Die zwei Sätze würde ich nicht unterschreiben. Sie zeugen von Lebensfremdheit. Die Größe des Geschenkes fällt nach meiner Erfahrung sehr ins Gewicht. Sie richtet sich nach unserer sozialen Stellung, nach unserem Einkommen und nach der Art der Beziehung, die wir mit dem zu Beschenkenden unterhalten, ob sehr eng oder ob nur locker. Es freut mich riesig, wenn jemand, von dem ich nichts zu erwarten habe, mir an Weihnachten ein Blumengrüßlein sendet, aber von meinem engeren Familienkreis erwarte ich ein bitzeli sehr viel mehr oder aber Barbara wird muff.

«Wie möchten Sie wohnen?» fragten die Architekten

Architekten haben gar nicht so selten andere Ansichten über das richtige Wohnen als die Mieter und Bauherren. «Man fragt uns zuwenig, wie wir wohnen möchten!» klagen vor allem die Mieter.

«Fragen wir sie doch einmal nach ihren Wünschen!» sagten sich die Genfer Architekten Max und Claude Zollikofer und starteten eine Fragebogenaktion, bei der 10 000 Fragebogen verschickt wurden. Rund 7000 Antworten gingen ein, eine Zahl, die sich auswerten läßt.

Auf die einleitende Frage, ob sie ihre *gegenwärtige* Wohnung kaufen würden, wenn das ginge, antworteten die meisten Mieter spontan mit Nein. Dabei gab es noch viele ärgerliche oder spöttische Bemerkungen über jeweilige Bauausführung und Grundrißgestaltung.

Da das Stockwerkeigentum in der Schweiz noch umstritten ist, kann als recht aufschlußreich gelten, daß 79 Prozent der befragten Mieter gerne Wohnungs- oder Hauseigentümer werden würden.

Die Mehrzahl der befragten Mieter lehnt die allzu unpersönliche «Wohnmaschine», wie sie sich heute häufig in Wohn-

hochhäusern präsentiert, ab. Bei der Grundrißgestaltung wünschen 98 Prozent eine von einem Blockende zum anderen durchlaufende Wohnung mit sehr viel Schrankraum in eingebauten Schränken auf dem Vorplatz. Ein laufender Meter pro Person wird als richtig erachtet. Das kleine Küchenlabor, das gegen die Wohnung offen ist, wird von 85 Prozent abgelehnt. Die Küche soll so groß sein, daß fünf Laufmeter Schränke, Abstellflächen, Geräte und noch ein Eßplatz darin Platz haben. Ein direkter Zugang von der Küche zum Wohn- oder Eßzimmer wird als nicht notwendig bezeichnet.

In der Mehrzahl wird erstaunlicherweise kein besonderes Eßzimmer gewünscht, dafür aber eine Eßnische im Wohnzimmer. Das Wohnzimmer selbst soll 22 Quadratmeter groß sein und nach Möglichkeit eine Loggia haben, auf der an schönen Tagen auch gegessen werden kann. Die Loggia soll auch von der Küche einen Zugang haben. Diese Forderung ist Unsinn. Der Architekt müßte dann die Küche nach Süden oder die Loggia nach Norden verlegen.

Eine besondere Sorge der Mieter ist der Lärm, und zwar sowohl von der Straße her als auch im Haus selbst. Sie wollen ruhig wohnen. Die Wohnungen sollen gut schallisoliert sein, und die Lärmquellen, wie Treppenhaus, Bad, Toilette und Eingänge, sollen zentral gruppiert werden.

Licht ist nicht teuer

Wer könnte sich das heutige Leben ohne künstliches Licht vorstellen? Seit es Menschen gibt, gibt es das Streben nach Licht, um die dunklen Stunden, die düstere Zeit des Jahres zu erhellen, um den Tag zu verlängern.

So angenehm wie heute haben wir es erst seit relativ wenigen Jahren. In einem Schweizer Schulbuch der Jahrhundertwende noch kann nachgelesen werden, daß es zweifelhaft sei, ob sich das elektrische Licht durchsetzen werde. Der Verfasser jenes Buches war entschieden ein Pessimist, denn als die Glühlampe industriell und in großen Mengen hergestellt wurde, fand sie rasch Eingang in allen zivilisierten Ländern. Eine Drehung am Schalter genügte nun, und helles, strahlendes Licht war vorhanden, wann und in welcher Menge man es immer wünschte. Der Siegeszug der Glühlampe setzte ein: im Heim, am Arbeitsplatz, auf Straßen und Plätzen, ober- und unterirdisch.

Neuere und wirtschaftlichere Lichtquellen sind seither gefunden und weiterentwickelt worden. Fluoreszenzlampen beleuchten heute Fabriken, Verwaltungs- und Bürogebäude, Schaufenster und Läden. Quecksilber- und Natriumlampen finden immer mehr Eingang in die öffentliche Beleuchtung, und spezielle Lampen sind für manche Photo-, Film- und Projektionszwecke gebaut worden. Weitere Lampen, aber auch andere Strahlungsquellen dienen den verschiedenartigsten Anwendungen in Wissenschaft, Forschung, Technik und Industrie.

Als wichtigste Domäne ist der Glühlampe die Heimbeleuchtung geblieben. Anfänglich behalf man sich mit wenigen Brennstellen. Die ganze Familie gruppierte sich abends um den großen Stubentisch, um die einzige Hängelampe. Es wurde gestrickt, gelesen, es wurden Aufgaben gemacht, alles beim Schein der einzigen Lampe.

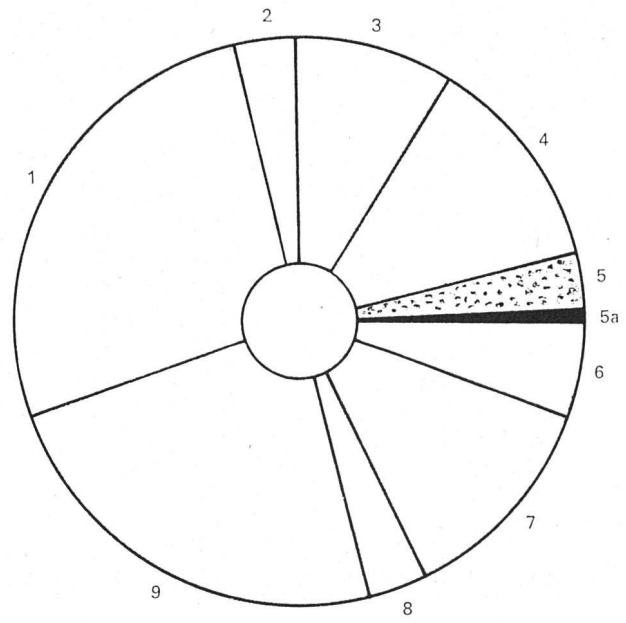
Dann aber wurde das Licht als Gestaltungselement entdeckt. Mehr Lampen wurden im Raum verteilt, «Lichtinseln» wurden geschaffen, man fand, daß sich mit geschickt angeordneten Lichtquellen viel wohnlicher und behaglicher leben ließ. Die Leuchtenhersteller schufen die passenden Beleuchtungskörper, Wandarme mit zwei und mehr Lichtquellen, Zierleuchten, Steh- und Ständerlampen sowie Tischlampen. Für jeden Geschmack und in den verschiedensten Stilarten besteht eine große Auswahl an Beleuchtungskörpern. Die Anzahl der verwendeten Lampen im Haushalt ist ganz gewaltig angestiegen.

Wie viele Glühlampen sind heute in allen Schweizer Wohnungen zusammen vorhanden? Statistische Angaben neueren Datums gibt es leider nicht. Einen Hinweis vermitteln Daten aus einer Erhebung in Deutschland, wo man im Durchschnitt mit etwa 20 Lampen pro Haushalt rechnet. Wir halten diese Zahl für etwas zu hoch; setzt man im Durchschnitt 15 Lampen für jeden Haushalt ein, dann ergibt sich für die etwa zwei Millionen Haushaltungen unseres Landes die ganz respektable Zahl von 30 Millionen installierter Glühlampen.

Welchen Betrag wendet ein schweizerischer Haushalt durchschnittlich im Jahr für die Anschaffung von Glühbirnen auf? Aus Erfahrungszahlen ist bekannt, daß eine Glühlampe im Haushalt im großen Durchschnitt etwa drei Jahre brennt. Die Schweizer Familie braucht also vier bis fünf Lampen im Jahr und legt dafür jährlich Fr. 6.50 bis Fr. 8.- aus, was die Haushaltrechnung mit nicht mehr als $\frac{1}{2}$ bis $\frac{2}{3}$ Promille belastet.

Selbstverständlich muß zu den Lampenkosten auch die Lichtstromrechnung hinzugezählt werden. Und hier ist etwas Seltsames festzustellen: Viele sonst vernünftige Leute halten eine gute Beleuchtung, ausreichendes Licht, für Geldverschwendung und daher verwerflich. Sie verbringen ihre Freizeit in Räumen, die ausgesprochen schummrig wirken, um Stromkosten zu sparen, sie lesen bei schlechtem Licht, sie löschen alle Lichtquellen beim Fernsehen – und verderben sich die Augen.

Wie steht es in Wirklichkeit mit den Stromkosten für die Heimbeleuchtung? Die durchschnittliche Leistung der im Haushalt verwendeten Glühlampen liegt bei etwa 60 Watt. Legt man gemäß statistischem Jahrbuch als mittleren kWh-Preis den Ansatz von 34 Rappen zugrunde, dann betragen die gesamten Beleuchtungskosten (Lampen und Energie) für ein Jahr etwa 110 Franken. Das ist wenig und belastet die



Zusammenfassung des Landesindex der Konsumentenpreise für den Durchschnittshaushalt eines Unselbständigerwerbenden:

	%		%
1 = Nahrungsmittel	26,7	5a = Beleuchtung	0,7
2 = Genußmittel	3,5	6 = Gesundheitspflege	5,5
3 = Bekleidung	9,0	7 = Versicherungen	12,2
4 = Miete	12,3	8 = Steuern, Gebühren	3,3
5 = Heizung	3,3	9 = Verschiedenes	23,5

Rechnung eines durchschnittlichen Schweizer Haushalts nicht einmal um 1 Prozent. Wer gar seinen Elektrizitätsverbrauch nach Einheitstarif zu bezahlen hat und mit 10 Rappen pro kWh oder darunter rechnen muß, der kommt jährlich für seine gesamten Beleuchtungskosten mit etwa 40 Franken aus. Aber auch bei hohem Ansatz betragen die täglichen Beleuchtungskosten eines Haushaltes nur 30 Rappen. Und dafür spenden die Glühlampen ihr helles Licht, schaffen damit eine gute Beleuchtung und machen das Heim schön und komfortabel. Wie wichtig künstliches Licht ist, kann man erst ermes- sen, wenn eine lang dauernde Panne eintritt. Welche chaotischen Zustände dabei eintreten können, konnte man in den Zeitungen lesen, als vor kurzer Zeit in Neuyork die ganze Stromversorgung zusammenbrach.

B